

Carol Berthe

Hotel Bellevue

Sie stand unter der geöffneten Flügeltür und blickte in den Speisesaal. Seit die Tische zusammengedrückt und die Stühle gestapelt waren, sah er noch viel grösser aus als in ihrer Erinnerung. Sie liess ihren Blick über die Säulenreihe wandern, welche die hohe Decke stützten; über die Stuckaturen, die sich um die Halterung der Kronleuchter rankten – riesige Lüster aus der Jahrhundertwende, der vorletzten natürlich. Alles zeugte vom Glanz einer Blütezeit. Die Wände waren bis kurz über Tischhöhe mit Holz verkleidet, darüber leuchteten sie in sanftem Pastellgelb. Im obersten Viertel befanden sich Wandmalereien, Friese in geometrischen Formen, abgestimmt auf den Rhythmus der freistehenden Säulen. Ein schöner Ort, dieser Speisesaal, in einem subtilen Gleichgewicht. Das musste sie zugeben. Plötzlich glaubte sie das Klappern von Besteck zu hören, klingende Gläser und das Gemurmel unzähliger Tischgespräche. Vom bürgerlichen Industriellen-Ehepaar über die exklusive Bergsteigergruppe aus der britischen High Society bis hin zur jüdischen Grossfamilie traf sich abends in der Hochsaison alles in diesem Speisesaal. Gesprochen wurde gedämpft, gekleidet war man teuer. Im Hintergrund hielt sich die Armada von Bediensteten, welche sich um Getränke und Speisen kümmerten. Auftragen von rechts, abräumen erst wenn alle Gäste fertig gegessen haben, möglichst lautlos, noch besser unsichtbar. Es galt, den Gästen die Wünsche von den Lippen abzulesen, wie es ihre Mutter auszudrücken pflegte.

Gott, wie hatte sie diesen Ort gehasst. Seine Überheblichkeit, seine kühle Penetranz, die Selbstverständlichkeit, mit der er stets an erster Stelle stand. Das Bellevue hatte immer Vorrang genossen, zumindest bei ihrer Mutter. «Weine nicht vor den Gästen, Elisabeth. Halte deinen Rücken gerade! Sei kein solcher Trampel, wenn du die Treppe runterkommst, was sollen denn die Gäste denken?» Sie konnte die Liste der Ermahnungen und Verbote, die ihre Kindheit geprägt hatten, noch heute auswendig runterleiern. All diese Zurechtweisungen, einzig aus Respekt vor den Gästen.

Der Gast, dieses entsetzliche Wesen, das ihr die Mutter gestohlen hatte. Und den Vater dazu, spätestens als dieser die Koffer einer jüngeren Dame – und im Vorbeigehen seinen eigenen – bis ins Unterland getragen und mehr oder weniger sang- und klanglos das Bellevue, seine Frau und die gemeinsamen Kinder verlassen hatte. Damals war sie neun gewesen. Das war nun über vierzig Jahre her, ihr Vater schon lange tot. Dennoch hatte sie es ihm nie wirklich verziehen, wenn sie im Verlauf der Jahre auch gelernt hatte, es besser zu verstehen. Sie selbst war mit nicht mal 19 davongerannt. Hinunter ins Tal, in die grosse Stadt. Einfach weg. Weg aus der Enge, weg aus der Konvention, weg aus dem ewigen Kanon der mütterlichen Vorhaltungen. Aus der Stadt hinaus in die nächstgrössere Metropole. Ganze Ozeane hatte sie zwischen sich und das Bellevue gelegt. Und sich recht erfolgreich bemüht, nicht an diese mondäne Clique zu denken, die sich im Winter auf den Skiern und noch mehr beim Après-Ski amüsierte. All die unternehmungs- und wanderlustigen Mittvierziger aus den nördlichen Nachbarländern, die lautstark mit ihren Gipfelstürmereien prahlten und sie allen unter die Nase rieben, egal, ob diese zuhören wollten oder nicht.

Da waren ihr die wenigen Exoten aus dem Osten schon lieber gewesen. Diese umgab ein Hauch von Mysterium. Sie berichteten Unglaubliches von ewig langen Wintern, Flüssen so breit wie Seen und weiten Landschaften, die damals jenseits von Elisabeths kindlichem Vorstellungsvermögen lagen. Sie spielten Silbenrätsel, hatten Zugang zu Bildung und Kultur, und sie vergassen ihre Sorgen, sobald es Musik gab. Elisabeth erinnerte sich an Nathalia, die alle Natascha nannten. Nur wenig älter als sie selber, war Natascha eine

begnadete Klavierspielerin. Damals besuchte sie in Leningrad eine spezielle Schule für musikalisch Hochbegabte. Und sie konnte nicht nur göttlich musizieren, sie war auch eine wunderbare Geschichtenerzählerin. Elisabeth konnte ihr stundenlang zuhören, wenn sie in ihrem gebrochenen Deutsch Abenteuer ausschmückte, die sie und ihr grosser Bruder Alexei zusammen durchgestanden hatten.

Alexei, Elisabeths erste grosse, heimliche Liebe. Alexei, schon fast erwachsen, sportlich, klug und immer zu Spässen aufgelegt. Waren die Galinovs erst mal im Bellevue, erstrahlte dieses in einem ganz neuen Glanz. Elisabeth sonnte sich darin und versöhnte sich vorübergehend mit dem Hotel ihrer Mutter. Die Galinovs waren regelmässig zu Gast. Als Regimetreue zählten sie zu den wenigen, die ihre Heimat für kurze Reisen verlassen durften, bis sie eines Tages nicht mehr auftauchten. Man wusste nichts Genaueres, und die Mutter hütete sich davor, mehr zu erzählen. Auch dafür hatte Elisabeth das Bellevue gehasst. Es hatte ihr Alexei gegeben und wieder genommen.

Und nun, Jahrzehnte später? Alle waren sie weg, die Mutter, das Personal, die Gäste. Zum Teil gab es nicht einmal mehr die Länder, aus denen sie angereist waren. Kinder wie die der Galinovs waren erwachsen geworden und lebten ihre eigenen Leben. Einige hatten jetzt selber Kinder und machten Ferien mit ihnen. Aber nicht mehr in den Schweizer Alpen, oder nicht mehr oft genug. Man fuhr ans Meer und flog in entfernte Länder auf anderen Kontinenten. Als die Belegung des Bellevue nachliess, wurde die Mutter stiller. Sie beklagte sich nie, wenn sie zusammen Ferngespräche führten, dennoch spürte Elisabeth die Sorge um das geliebte Hotel. Zumal auch die Kräfte der Mutter nachliessen. Mama war älter geworden. Elisabeth hätte sich nie getraut, einen Verkauf anzusprechen, obwohl es schon damals das einzig Richtige gewesen wäre.

Das Bellevue hat seine letzte Saison vor einigen Jahren erlebt. Mit Ach und Krach und ohne finanziellen Ruhm. Mutter wurde krank, musste gepflegt werden, konnte nicht mehr mit anpacken im Hotelbetrieb. Hatte Elisabeth zuerst so etwas wie Befriedigung verspürt, dass dieser übergrosse Rivale schlussendlich doch die Waffen strecken musste, tat ihr dies schon bald leid, als sie sah, wie mit der fehlenden Aufgabe der Lebensmut der Mutter rasch schwand. Es gab kein Bellevue ohne Mama. Und es gab anscheinend keine Mama ohne Bellevue. Das Hotel, die internationale Gästeschar, die rauschenden Feste, die leisen und beflissenen Angestellten, sie waren ihr Lebensinhalt gewesen.

Während Elisabeth den Erinnerungen nachhing, die dieser Ort aus einer anderen Zeit in ihr wachrief, blieb ihr Blick an einem kleinen Bild in goldenem Rahmen haften. Hatte es schon immer dort gehangen? Hätte es ihr nicht sofort auffallen sollen? Es müsste doch längst weggepackt sein. Wie kam es, dass sie es bis anhin nicht gesehen hatte, dort an der Wand zwischen den beiden hohen Fenstern? Elisabeth eilte quer durch den Speisesaal, um sich das Bild näher anzuschauen. Eine Fotografie. Schon älteren Datums. Eine Gruppe von Leuten posierte mit Skiern und Stöcken vor dem Hotel. Eingehüllt in dicke Winterkleider blinzelten sie in die Sonne und in die Linse. Im Hintergrund die Schneeberge und das Bellevue, eine filmreife Kulisse. Da! Natascha und Alexei. Von nahe erkannte sie die beiden. Und ihren Vater, Timofei Vladimirovich Galinov. Aber wo war ihre Mutter, Ljubov Andrejevna? Hinter der Kamera. Stimmt, die hatte sie immer bei sich getragen. Die Galinova war eine begeisterte und begnadete Fotografin gewesen. Und schau, da war sie selbst! Mit roten Backen und einer Skibrille auf der Stirn. War sie derart sportlich gewesen, ein richtiges Dorfkind, ein Kind der Berge? Wie lange war das her? Das Foto selbst hatte sie noch nie gesehen. Sie erinnerte sich hingegen an den Tag, an dem es entstanden war. Ein sonniger Wintertag. Den Galinovs war es gelungen, Mutter zum gemeinsamen Skilaufen zu überreden. Diese schöne Frau mit dem glücklichen Lächeln, das war sie, dachte Elisabeth überrascht. Gut sah sie aus, ihre Mama. Blendend, ja betörend. Sie strahlte mit der Sonne um die Wette und schaute in die Kamera. Wem galt dieser Blick?

Elisabeth erkannte den verklärten Gesichtsausdruck. Jede erwachsene Frau wusste ihn zu deuten. Die resolute Hotelbesitzerin war verliebt. Doch in wen? Wen sahen diese Augen so zärtlich und vertraut an?

War es möglich, dass ihre Mutter geheime Sehnsüchte gehegt und diese ein Leben lang hintangestellt hatte? Dass sie das vorgezeichnete Leben einer Frau ihrer Zeit gelebt hatte, ohne sich aufzulehnen? Vielleicht war ihre vermeintliche Härte eine Folge der harten Wirklichkeit im ihr zugewiesenen gesellschaftlichen Korsett gewesen? Konvention anstatt Liebe. Ein grosses Hotel, hohe Kosten, noch höhere Ansprüche der Gäste. Das Leben machte Hotelbetreibern in den Bergen keine Geschenke, und schon gar nicht einer alleinstehenden Frau.

Elisabeth konnte ihre widersprüchlichen Empfindungen nicht recht einordnen. Wenn sie das Foto anschaute, fühlte sie sich verwirrt, glücklich und traurig zugleich. Traurig, weil sie ahnte, dass sie ihrer Mutter Unrecht getan hatte. Wie viel mehr hätte diese Frau zu geben gehabt als Professionalität und Disziplin? Und wieviel mehr hätte das Leben für die Mutter sein können, wären die Zeiten und Umstände andere gewesen! Zugleich war Elisabeth erleichtert, zu sehen, dass es diese glücklichen Tage im Leben ihrer Mutter und in ihrer eigenen Kindheit gegeben hatte. Diese Momente der Zufriedenheit und Ausgelassenheit, wo Lachen und Schwatzen dazugehörten. Diese Zeiten echten Glücks. Spontan entschied sie sich, das Foto zu behalten, legte es sorgfältig in ihre Handtasche und verliess den Speisesaal. Sachte schloss sie die Flügeltür. Ein letztes Mal.